

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 14

Artikel: Das zweite Leben [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667160>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Glocken läuten —

Die Glocken läuten das Oster ein
in allen Enden und Landen,
und fromme Herzen jubeln darein:
Der Lenz ist wieder erstanden.

Es atmest der Wald, die Erde freibt
und kleidet sich lachend mit Moose,
und aus den schönen Augen reibt
den Schlaf sich erwachend die Rose.

Das schaffende Licht, es flammt und kreist
und sprengt die fesselnde Hölle,
und über den Wassern schwebt der Geist
unendlicher Liebesfülle.

Adolf Boettger.

Das zweite Leben.

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

War Lukretia im Ebnets frank? Oder spielten ihre Launen mit ihr, daß sie täglich mehr die Stimmung wechselte, von Bärtlichkeit in Verdrießlichkeit verfiel, jetzt ihrem Manne einen Wunsch von den Augen absah und jetzt mit ihm schmollte, obgleich er ihr nicht das Geringste zuleide getan? Und woher kam ihre Unruhe? Sie lief ins Dorf hinüber, wo sie früher so selten gewesen war. Sie kannte bald jeden Menschen in Altingen und wußte jedes Menschen Geschichte.

Es war Magnus unlieb zu denken, daß, wie Lukretia ihm von anderen Leuten erzählte, diese auch von ihr und ihm reden würden. Er war es müde, im Munde der Leute zu sein. Und er sah das wechselvolle Wesen seiner Frau mit leisem schmerzlichem Befremden.

Der Himmel war in diesen Tagen nie völlig klar, die Nord- und Ostwinde trieben fort-

„Am häuslichen Herd“. Jahrgang XXX. Heft 14.

während Wolken durch seine blauen Gründe. Hell und doch an keinem Tag ohne Wolken war auch im Ebnets Leben. Er versuchte Lukretia zu verstehen und sie weiter in Güte zu führen. Manchmal hatte er bange Gedanken, als löse sie sich von ihm ab. Wenn sie nachts vor Schlafengehen im Mondchein auf der Gartenbank saßen oder bei der Lampe in ihrer Stube, sprach er ihr vom vergangenen Tage: „Meinst du nicht, Lukretia, daß in unserer Einsamkeit unser Friede ist?“

Sie antwortete etwa: „Ich bin noch zu jung. Ich kann nicht wie ein Einsiedler sein.“

Da konnte er ihr nicht widersprechen.

Sie klagte jetzt auch hie und da: „Es ist furchtbar, wie verloren wir hier wohnen.“

Dann sprang eine wilde Sehnsucht in ihren Blick, und Magnus sah es und machte sich Vorwürfe ob seines Eigennützes, der meinte, daß junge Geschöpf allein beanspruchen zu dürfen.

Bald darauf warf sie sich ihm an die Brust, wie sie nur in ihrer größten Angst und Verzweiflung früher getan hatte, und indem sie sich mit beiden Händen an seine Schultern klammerte, bat sie: „Du hast dennoch recht; las mich nicht zu viel hinaus. Es ist nicht gut für mich.“

Er fühlte, wie sie von Selbstvorwürfen und Verwirrtheit geschüttelt wurde, und wußte doch nicht, was ihr im Grunde fehlte und wie er ihr zu ihrem Gleichgewicht verhelfen sollte. Eines sah er wohl, daß sie ihn eben nicht liebte, wie eine Frau ihren Mann lieben soll, sondern daß nur Dankbarkeit und vielleicht eine Art Kindesanhänglichkeit sie an ihn fesselten. Es tat ihm weh, aber er hatte sich selbst darüber nie getäuscht und verdachte es ihr nicht. Er empfand für sie mehr denn für alle anderen die weite, verzeihende und verstehende Liebe, mit welcher er die Menschen betrachtete, seit über ihn die Wucht einer fünfundzwanzigjährigen Einsamkeit gegangen war, und da er sie mit einer spät erwachten Liebesfreude liebte, war er nur zu geneigt, ihr vieles nachzusehen.

Lukretias Vertraulichkeiten mit dem hübschen Briefträger dauerten fort. Magnus betrachtete sie ohne eigentliche Unruhe und erklärte sie aus ihrem Hang zur Geselligkeit überhaupt. Als er aber eines Nachts die beiden an der Straße stehend Hand in Hand fand und sah, daß sie weiter miteinander gingen, als seiner und Lukretias Ehre gut war, trat er zwischen sie, legte gelassen seinen Arm um seines Kindweibes Schultern und führte sie von dem verblüfften Hoffschneider hinweg ins Haus. Hier strich er mit der Hand über Lukretias Stirn und sah ihr in die Augen, in denen Angst und Scham standen.

„Sind wir nicht über ein Jahr glücklich gewesen?“ fragte er sie.

Sie nickte und weinte.

„Es kann so nicht bleiben, Lukretia, wenn — dir nicht mehr genügt, was ich dir geben kann,“ fuhr er fort, immer die Hand auf ihrem Scheitel.

Da machte sie sich los. Durch ihre Tränen schoß etwas wie Zorn und Ungeduld. „Ich weiß,“ stieß sie mit dem Trotz einer Verzogenen und doch nicht ohne Gross gegen sich selbst heraus, „aber ich kann mir nicht helfen. Ich bin keine Nonne — ich will leben — ich —“

Magnus setzte sich. Er hätte ihr sagen können, daß sie keine Gewalt über sich habe, noch haben wolle. Er hätte ihr von Pflicht und

Zucht reden sollen. Doch tat er es nicht. In ihm regte sich in dem Augenblick die Frage, ob nicht er den Fehler gemacht, indem er sie zu sich nahm, ob nicht bei ihm der Irrtum liege.

„Ich will dich nicht halten, wenn du noch einmal hinaus willst,“ sprach er. „Freilich — du kamst einmal zu mir, weil du dich in der Welt nicht zurechtfandest.“

Sie rang die Hände, die sie gefaltet vor sich hielt, ineinander. Das Grau ihrer Augen wurde dunkel, als ob aus ihrer Seele die Nacht auffsteige, die darin lag.

„Ich weiß ja nicht, was ich will,“ sagte sie. Dann drehte sie sich um und ging hinaus.

Magnus im Ebnet wartete. Er dachte, Lukretia würde hinauf in die Schlaframmer gehen. Vielleicht würde sie auch zurückkommen. Er dachte, was wohl aus allem noch werden würde. Sie würde noch hart zu kämpfen haben, das arme, kleine Ding, dachte er. Und schon stand hinter seiner Qual, die er um sie litt, das große, herzliche Mitleid, mit dem er sie immer an sich nehmen wollte, wenn sie nach Irrtümern den Freund brauchte.

Als er so gar nichts mehr von ihr hörte, begab er sich hinaus und rief nach ihr. Aber sie war nicht vor der Tür und nicht drüben auf der Bank. Wieder rief er ihren Namen. Aber alles blieb still.

Nun wurde er doch ein wenig ängstlich. Barhaupt und in Hausschuhen, wie er war, trat er in die Straße hinaus, lief ein Stück nach Osten und zurück und ein Stück nach Westen. Auch da antwortete niemand, wenn er rief.

War sie fort? Was hatte sie getan?

Sein Herz klopfte jetzt so stark, daß es ihm den Atem benahm.

Die Sterne flackerten. Dazwischen lagen die weißen Wolfenfelsen. Auf der Erde waren viele Schatten, und manche glichen fliehenden Menschen. Aber die Lukretia war nirgends zu sehen.

Magnus kehrte ins Haus zurück. Er durchstöberte es noch einmal bis unters Dach. Umsonst. Da zog er Schuhe und Rock an und begab sich ins Dorf. Das war noch nicht so entschlafen, daß er nicht erfragen konnte, ob Lukretia gesehen worden sei. Niemand war ihr begegnet. Niemand hatte sie bemerkt.

Er schritt in die Nacht hinaus. Er wollte in die Stadt. Und während er so seine menschenleere Straße ging, spürte er seine Einsamkeit und kam die Erkenntnis dessen, was ihm verloren war, über ihn.

Es war oft sehr dunkel, manchmal hob er unwillkürlich, vor sich hinstattend, die Hände. Aber es geschah kaum, weil er selber wegunsicher war, sondern weil er im Dunkeln die Hände nach Lukretia ausstreckte. Er wußte erst jetzt, wie er an ihr hing. Und wieder mußte er denken, wie hart sie es noch haben würde.

Hart hatte es die Lukretia, hatte es schon viele Wochen lang, ehe sie ihn verlassen, hart gehabt. Sie hatte in ihrer Ehe doch nicht gefunden, was sie gemeint hatte. Die Güte ihres Mannes und ihre Achtung für ihn, selbst ein flüchtig aufflackerndes Vergnügen an seiner Bärlichkeit hatten nicht genügt, Erinnerungen an ein freies Leben auszulöschten, an Tändeln und Tanzen, an Wechsel und Jugend. Die nie ganz vernarbte Wunde, die ihr der blonde Paul Renner geschlagen, brach wieder auf, und die jener nicht heilen wollte, die konnte auch der gelassene Im Ebnet nicht heilen. Da gab es für die wild erwachsene Lukretia nur ein Mittel, das der Betäubung in neuen Freuden. Darum lief sie unter die Leute. Darum ließ sie den Briefträger, den Gedanken, an sich herankommen. Wohl ergriff sie manchmal Reue und Angst. Sie konnte Magnus nicht mehr in die Augen sehen, sie diente ihm oft mit demütiger Unterwürfigkeit, mit heißem Bemühen, ihr Gewissen zu beschwichtigen, und im nächsten Augenblick grosszte sie ihm: warum hatte er sich ihr in den Weg gedrängt! Hätte er sie gelassen, wo sie war! Endlich ertrug sie den Zwiespalt ihrer Gefühle nicht länger. Sie hatte den Fluchtplan lange erwogen. Der Vorfall an jenem Abend war nur der letzte Anstoß gewesen, ihn auszuführen.

Und Magnus war auf der richtigen Fährte. Sie war in die Stadt zurückgelaufen. Sie wußte Bescheid dort.

Eine Stellenvermittlerin hatte dem hübschen jungen Ding die Beschäftigung und den Verdienst zur Hand, die sie suchte.

Lukretia Im Ebnet wurde wieder Aufwärterin in einer Gastwirtschaft. Das alte Leben begann, und es war nicht besser als früher. Es wurde bald schlimmer. Zuweilen, wenn es ihr übel ging, weinte sie nach Magnus, zuweilen dachte sie, was er wohl machen möge, und der Friede des Hauses auf der Altingerhöhe kam ihr zu Sinn, und sie dachte, wie schön es gewesen. Aber viel häufiger vergaß sie das alles und lebte das Leben, wie man Wein trinkt, bis der Boden unter den Füßen schwankt.

Magnus Im Ebnet aber fand sein Weib

nicht. Er war in jener Nacht wohl den richtigen Weg gegangen. Allein die Stadt war groß, und er konnte nicht in allen Läden und Wirtschaften fragen, ob die Lukretia da sei. Er dachte an die Zeitung und an die Polizei, aber er scheute die Öffentlichkeit. Sie würden ihn fragen, wer er sei. Sie würden wieder in seiner Vergangenheit graben. So unterließ er die Suche, die ihn vielleicht zum Ziel geführt hätte.

Er brachte acht Tage in der Stadt zu. Er ging durch ihre Straßen. Er wartete vor großen Magazinen, wenn deren Verkäuferinnen Feierabend hatten und in Scharen herauskamen. Er schaute in viele Gastlokale, große und kleine. In die bösen Gassen ging er, wo die Armen und Verworfenen hausten, aber er fand die kleine Taube nicht.

Da machte er sich wieder auf den Heimweg. Es war ihm schwer zumute. Ein wenig schien es ihm, als mache er sich in eine Einöde auf; aber daß der Lärm der Stadt hinter ihm blieb und daß er den vielen Blicken entwich, die sich in den acht Tagen an ihn gehängt hatten wie Haken und Angeln, das empfand er doch als Wohltat.

Es war Abend, als er daheim seine Tür aufschloß. Gewitterzeit wollte sich in Schlechtwetterzeit verwandeln, und an diesem Abend brach am grauen Regenhimmel noch einmal ein Riß auf, durch den die kupferfarben leuchtende Sonne schien. Ihr Abglanz lag in Magnus' Stube, als er eintrat. Es war alles darin sauber, traurlich, still, wie er es verlassen hatte. Zu still nur! Er setzte sich auf den ersten besten Stuhl, nahm den Hut zwischen den Knieen in beide Hände und dachte nach.

Eigentlich wunderte er sich ein wenig, daß die Lukretia in seiner Abwesenheit nicht zurückgekommen war. Auch wenn sie jetzt eingetreten wäre, würde er kaum erstaunt gewesen sein. Er wollte sich selbst noch nicht zugeben, daß sie verloren sei. Einmal vielleicht, dachte er, würde sie wiederkommen. Und mehr, als wie er sich bis dahin behelfen sollte, dachte er daran, wie er sie dann aufnehmen würde. Und wieder war kein Gross dabei.

Es lag Staub auf den Möbeln. Er wischte ihn mit einem Tuche fort. Er begab sich in die Küche und machte Feuer an. Es wurde ja auch wieder Essenszeit.

Die Sonne versank.

In der Nacht begann ein Regenrauschen.

Magnus Im Ebnet schlief in das Leben seiner Einsamkeit hinüber.

Da er nicht müfig war, ertrug er es. Und immer half die Freude an der Natur und Freiheit, an all den kleinen Wundern des Tages ihm über viel Heimweh hinweg. Er sah die Blätter von den Bäumen rieseln oder im Herbstwind davonwirbeln, sah die Bauern die reiche Herbststerne jammeln, sah die gelben und roten Astern und die Dahlien im Garten leuchten. Dann kamen die Stürme und rüttelten am Haus, und er fragte sich, ob sie Lucretia erreichten draußen in der Welt und ob sie sie zausten, und wenn ihm die Sterne ins Fenster schauten, fragte er sich, ob sie schliefe in dieser hellen, blitzenden Nacht.

Auch an die Berta dachte er und an die Schwester. Ob sie wohl wüßten, daß er nun wieder einsam war, und was sie wohl von ihm denken würden. Daß die Schwester nicht schrieb, das war er nun schon gewöhnt. Der Berta hätte er selber Nachricht geben sollen, doch der Gedanke hemmte ihn, daß er von Lucretia erzählen müßte, und er tat es nicht gern. Er hätte Dinge sagen müssen, die zu sehr in die Tiefe gingen, und es war ihm schwer, sich aufzutun. Selbst — der Berta gegenüber. Aber er wunderte sich, was ihr in der langen Zeit nun wieder geschehen sein möge. War sie noch immer zu Hause? Dachte sie noch an ihn oder war inzwischen die Zeit gekommen, da ihre Liebe reif geworden und sie die Gedanken anderswo hatte?

Das schlechte Wetter hatte die Herbstarbeiten derer von Altingen stark verzögert. Zum Überfluß wurde gerade um diese Zeit eine Anzahl Jungburschen zum Militärdienst einberufen, und die Arbeitskräfte wurden knapp. Das war Schuld daran, daß einer der Bauern in seiner Not und auf der Suche nach Werkhülfe auch bei Magnus vorsprach: ob er nicht auf ein paar Taglöhne bei ihm einstehen möchte.

Die Not mußte hoch steigen, bis einer den Schritt tat; denn die Altinger hatten wie andere brave Leute den Einsamen vom „Bächli“ um den letzten guten Faden geredet: Der wüßte schon, warum er nicht unter die Leute gehe. Wenn einer eben eine Untat auf dem Gewissen und fast lebenslange Buchthausstrafe auf dem Rücken habe, brauche man die Ursache für seine Scheu nicht weit zu suchen. Das mit der Frau zeige auch, wessen Geistes Kind er sei. Nur so einer könne eben so eine bei sich aufnehmen.

Wer wisse übrigens, was vorgegangen sei in dem unheimlichen Hause!

Wenn es aber dem Bauern um Ernte und Geldsack geht, heißt er auf Stein. Darum überwand sich einer und kam zu Magnus.

Dieser sagte ja.

Die Altinger stießen sich an. Die einen verspotteten den Mithörer, der bei Magnus den Schritt gewagt, die anderen kanzelten ihn ab.

Aber auf dessen Kartoffelfeld schlug ein stiller Mann seine Hacke ins Erdreich. Er tat niemand etwas zuleide, mit einer demütigen und doch nicht würdelosen Freundlichkeit grüßte er jeden ihm Begegnenden zuerst. Er war nicht anspruchsvoll wie die anderen Taglöhner, auch nicht bereit, auf den ersten Feierabendglockenschlag sein Gerät fortzuwerfen, sondern immer noch willig, mit einer Fledermaus aufzuräumen, damit die Arbeit nicht auf morgen verschoben werde. Er sah auch in der Nähe nicht wie ein Übeltäter, sondern eher wie ein aus großer Leidenszeit kommender Mensch aus, der einem aber nichts vorjammierte, sondern nur etwa in seinem Gesicht einen Ausdruck trug, wie wenn er sagen wollte: Ihr wißt doch alle nicht, was das Leben ist.

Vom Felde des ersten hinweg, stellte den Magnus Im Ebnet ein zweiter Bauer an. Dann mührten sich gleich drei auf einmal um seine Dienste.

Die Frauen, die die Mildherzigeren, aber auch die Neugierigeren waren, knüpften zuerst dann und wann ein Gespräch mit ihm an, das nicht nur ein knappes Wort vom Tagwerk war. Eine, der es an Frechheit nicht fehlte, holte ihn über seine Frau aus. Als er aber den Anlaß so gar nicht benutzte, um über das Unrecht, das ihm von Lucretia geschehen war, zu schimpfen, sondern alle weiteren Fragen mit dem Worte abschnitt: „Sie ist jung und lebensfroh. Man muß es ihr gönnen und wünschen, daß es ihr gut geht,“ da ging diese Rede um. Alle wußten freilich nicht damit etwas anzufangen, allein manche fanden, das zeige einerseits, daß die Frau wirklich und vielleicht sogar mit seinem Einverständnis fort sei, andererseits sei es ein gutes, wackeres Wort.

Die Stimmung der Altinger schlug merkwürdig zugunsten Im Ebnets um, obgleich immer noch reichlich viele unter ihnen blieben, die dafür sorgten, daß seine Vergangenheit und Schuld nicht vergessen wurde. Ein Brücklein entstand aber zwischen Dorf und Bächligut be-

sonders durch die Kinder. Bei seinen Arbeiten hatte nämlich Magnus auch ein Geschwisterpaar kennen gelernt, einen etwa zehnjährigen Buben, den Hansli Tobler, und sein Schwesternchen, die Nanni, jener ein Schwarzköpflein mit einem Sommersprossengesicht, aber klugen, dunkeln Augen, diese braun und glatt von Wangen, Schläfen und Stirn von weichen, braunen Locken umspielt und mit großen, braunen Augen. Er hatte den zwei zutraulichen kleinen Menschenwesen aus Holz Spielzeug ge-

feit unter die Gespielen. Die Neugier, die sie selber hergetrieben hatte, begann sich wie etwa die Masern oder ein anderes Kinderübel von einem zum anderen zu vererben, und es dauerte nicht lange, bis Magnus einen ordentlichen Zulauf von Ultinger Jugend hatte. Beide Teile hatten Vorteil davon, er, weil unmerklich seine Einsamkeit durchbrochen und sein Heimweh abgelenkt wurde, die Kinder, weil er ihnen zu einer Art Lehrer oder Seelsorger wurde. Er hatte es nirgends lernen können, mit Kindern



Zum Tode verurteilte Christen in der Arena.

Nach einem Gemälde von G. Mantegazza.

schnikt und ihnen erzählt, daß er zu Hause noch hübschere Sachen machen könne, und nun tauchten sie eines Sonntags bei ihm auf, strichen zuerst verlegen ums Haus, taten, als sie ihn heraustreten sahen, dergleichen, als ob sie weitergehen wollten, kamen dann aber gerne genug herein, als er sie einlud, näherzutreten. Er führte sie in die Kammer, die er sich zu einer Werkstatt eingerichtet hatte, wie es einst seine Zelle gewesen war, zeigte ihnen sein Schnitzhandwerkszeug und seine Zeichnungen und ließ sie zusehen, wie er aus Holz ihnen einen Hampelmann schnitt. Die Kinder trugen die Nachricht von seiner Geschicklichkeit und Zutraulich-

umzugehen, aber da der Grund seiner Natur Güte war, ergab sich alles aus sich selber. Er fand die Verschlossenen heraus und die, die daheim keine rechte Wurzel hatten, die Scheuen zog er zu sich, daß sie es gar nicht merkten, wie vertraut sie wurden, und kein Armes oder Berumpetes oder Unreines setzte er hinter den Hablichen und Hübschen und Sauberem zurück. Die Eltern merkten auf. „Der Kindernarr,“ redeten sie. Aber einige rühmten ihn. Mit der Zeit verlautete, daß er, dessen Mittel zwar nicht groß, aber doch über seine eigenen Bedürfnisse waren, durch Vermittlung der Kinder auch dem und jenem Erwachsenen etwas Gutes getan.

Man wußte nicht recht das Was oder Wie — denn er tat es im geheimen — aber es ging so um, daß zwei Schuldenleute nicht umsonst bei ihm angelopft hätten. Es kam auch der Tag, da der ehrwürdige alte Geistliche von Altingen, unter dessen Kanzel Magnus jetzt jeden Sonntag saß, ihm den ersten und damit nicht den letzten Besuch machte und mit ihm vieles über sein Leben sprach. Und dieser Pfarrer verließ ihn wieder mit einem merkwürdig feierlichen und wie erstaunten Gruß, als habe er eben einen Grund betreten, auf dem er unerwartete Ernte gefunden.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Jahr war Lukretia nun fort. Ein Jahr lang schon saß Magnus im Ebnet am Fenster und schaute die Straße entlang, auf der so viele Pilger kamen und gingen, die Entflohene aber noch keinen Rückweg gefunden hatte. So lange schon fehlte sie ihm wie ein Stück seines eigenen Lebens und trug er einen Hunger nach ihr in sich herum. Die Hoffnung aber gab er nicht auf.

Er hatte weiter nach ihr geforscht, indem er ein paar Bekannten in der Stadt Auftrag gegeben, sich etwa nach ihr umzusehen, war auch selber im Sommer noch einmal dort gewesen, ohne eine Spur zu finden, freilich wiederum die Öffentlichkeit, die ihm hätte helfen können, meidend um ihretwillen wie aus eigener Scheu.

Sein Leben war indessen nicht der Trauer, sondern der Arbeit hingegeben, und immer noch riß der Verkehr mit denen von Altingen ihn aus allzuviel Grübeln. Das Blatt hatte sich gewendet. Er brauchte nicht jenen nachzulaufen, sondern diese suchten ihn, jetzt als Taglöher, jetzt zur Hilfe da und dort, ja selbst nur, wie etwa der Weißkopf, der Pfarrer, zur Gesellschaft, weil sein Wesen ihnen gefiel.

Nach diesem Jahr kam ein Brief von der Berta, die lange nicht mehr geschrieben und der er nur zu Neujahr eine kleine Arbeit seines geschickten Messers, ein Strickzeughörbchen, geschnitten, welche Gabe sie durch ihr Bild und einen kurzen Gruß erwidert hatte. Auch der neue Brief war nicht lang, und seine Kürze sprach für seine Hast.

„Ihre Schwester ist frank,“ schrieb das blonde Mädchen. „Sie ist sehr frank. Ich fürchte, daß sie sterben wird. Sie verlangt nicht nach Ihnen, aber manchmal scheint mir, als beunruhige es sie, daß sie Sie nicht gerufen hat

oder rufen kann, und ich meine, daß Ihr Kommen ihr vielleicht eine Erleichterung wäre. Entscheiden Sie selbst, Herr Magnus, ob Sie kommen wollen.“

Magnus las, stand auf, legte gute Kleider an und ein paar Habseligkeiten in eine Reisetasche. Dann schloß er seine Stube und sein Haus und machte sich auf den Weg.

Er erreichte Gerikon auf von Regen aufgeweichter, schmutziger Straße. In den Bergen schneite es. Auch im Flachland ging ein rauher Wind. Auf den Feldern saßen viele Krähen und flogen kreischend vor dem Wanderer auf.

Als er das Haus der Schwester erblickte, wurde ihm eng auf der Brust. Wie seltsam und schmerzlich es war, daß in dem Hause dort der letzte Mensch, der nach Recht und Blutsgesetz zu ihm gehörte, im Sterben lag!

Er näherte sich langsam und fast auf den Zehen gehend, als könnte er so fern schon die Kranken stören.

Niemand war um den Weg.

Er öffnete die Haustür, da er die des Ladens geschlossen fand, und trat in den Flur und in Elisens Wohnung.

Dort kam ihm die Berta entgegen. Sie mußte gleichzeitig mit ihm und aus dem Wohnzimmer der Schwester kommend in den Flur getreten sein. Überrascht von seinem Anblick, fuhr sie ein wenig zurück. Dann sprach sie leise: „Sie finden sie noch am Leben, allein es geht zu Ende.“

Dabei reichte sie ihm die kräftige Hand.

Ihr Körper schien noch ein wenig eifiger geworden zu sein, auch war ihrem Gesicht etwas vom Reiz der früheren Jugend verloren gegangen, aber ihre Augen leuchteten mutiger und heller denn je, und trotzdem der Flur dunkel war, schimmerte das reiche, hellblonde Zopfwerk ihres Haares.

Sie nahm ihm Hut und Tasche ab und brachte beides beiseite. Offenbar hatte sie ganz das Regiment in Elisens Räumen übernommen.

Dann hieß sie ihn, Wort und Schritt noch mehr dämpfend, eintreten, indem sie ihm zuflüsterte, sie habe Elise von der Möglichkeit seines Kommens verständigt. Sie selbst öffnete ihm die Tür.

Am Fenster vorn stand ein Lehnstuhl, in welchen Kissen getürmt waren. Auf dem Tische hatten eine Spirituslampe und allerlei Arzneizeug Platz gefunden.

Die Berta ging zum Stuhl, drehte sich um und winkte Schweigen. Die Kranke schließt.

Magnus wunderte sich, sie außer Bett zu finden, aber die Berta flüsterte: „Sie kann schon lange nicht mehr liegen, sie findet den Atem nicht.“

Magnus setzte sich ans Fenster. So konnte er die Schwester betrachten.

Und so betrachtete die Berta ihn. Er war älter geworden, dachte sie; aber es kam ihr vor, als seien sie gar nicht getrennt gewesen. Es tat ihr wohl, ihn so vor sich zu sehen. Es war ihr, als sei gar keine Zeit seit ihrer vertrauten Freundschaft vergangen. Als ihr in Erinnerung trat, daß er verheiratet war, blieb ihr die Gestalt derjenigen, die zwischen ihnen beiden stand, ganz fern. Sie fühlte nur, daß der da vor ihr noch immer derselbe sein müsse, vor dem sie einst eine große Achtung gehabt.

Aber Magnus sah nur die Schwester an.

Ihre Lippen verdeckten die Augen. Sie zuckten, während Elise mühsam atmete. Die Stirn fuhr manchmal über der Nase blitzaartig zusammen; Elisens Schlaf war so unruhig wie ihr Atem schwer. Gesicht und Hände hatten eine gelbe, faltige Haut. Jenes war in der Krankheit klein und mager geworden, aber wie Kohlenstriche lagen die schwarzen Brauen und die Haare der Oberlippe darauf. Auch das Haupthaar war noch schwarz, aber dünn und hart an den Kopf gefämmt.

Jetzt regte sich die Kranke. Dann öffnete sie die Augen und sah irr nach dem Fenster.

„Jungfer Im Ebnet,“ sprach die Berta, die auf der Wacht war, sie an.

Da fiel Elisens Blick auf den Bruder. Sie schluckte, zog die Hand über die Stuhllehne und sperrte die Augen groß auf.

Er spürte, wie ihre Gedanken einen langen Weg machten, um zu ihm zu kommen.

„So,“ sagte sie. Vielleicht meinte sie viel damit. Es blieb lange das einzige Wort. Aber die strenge Oberlippe legte sich nun so fest mit der unteren zusammen, daß sie ein hohles Schälchen bildete.

„Wie geht es dir?“ fragte Magnus.

Sie saßen steif und fremd einander gegenüber.

Aber Magnus hätte gern der Kranken Hand genommen, ihn hinderte nur das alte Widerstreben, mehr von ihr zu fordern, als sie ihm zubilligte.

Die Berta bedeutete ihm, daß sie nach oben gehen wolle, und entfernte sich.

Es war furchtbar still, als sie hinaus war. Nur der heftige, ruckweise Atem Elisens durchbrach das Schweigen.

„Ich sterbe,“ sprach sie dann.

Magnus machte eine Bewegung, wie um ihr zu widersprechen.

„Ja, ja, ich sterbe,“ beharrte sie in eigenwilligem Ton. Dann drehte sie den Kopf, konnte aber nicht über die Kissen hinaussehen. „Ist sie hinaus?“ fragte sie.

Magnus nickte. Er stand auf. Vielleicht, so meinte er, müßte er ihr etwas helfen, aber sie wies ihn unwirsch auf seinen Stuhl zurück.

„Deine Frau ist dir durchgegangen,“ fuhr sie fort. „Du bist jetzt wieder allein.“

Vielleicht war es eine Frage, vielleicht auch nur eine ihr zur Genugtuung gereichende Feststellung.

Dennoch bewegte ihr Reden Magnus seltsam und löste in seinem Innern eine Weichheit aus.

„Wir sind jetzt wieder beide allein,“ setzte sie das merkwürdige Gespräch weiter, zu dem sie allein die Sähe wie trockene, hölzerne Grenzpfölze hingeflanzte.

„Wie vorher.“

„Wir sind lange und viel allein gewesen.“

Magnus senkte den Kopf. Das traf ihn wie Vorwurf. Er war schuld an ihrer Einsamkeit. Er hatte es nie so wie jetzt empfunden, daß sie sie fühlte. Eine fast schauerliche Gier nach etwas, was ihr lebenslang versagt geblieben war, sprach jetzt aus ihr.

„Und doch haben wir einander nichts gegeben,“ sprach sie weiter.

Sie rechnete wohl mit sich selber so gut wie mit ihm ab; aber über ihre Bürde zuckten Gross, Haß, Bitterkeit wie Blitze, die einander folgen.

Auf einmal schien sie zu erschrecken. Sie fuhr mit beiden Händen nach dem Halse. Einer ihrer Erstickungsanfälle befiel sie.

Magnus trat zu ihr.

Sie winkte nach dem Fenster, und er verstand, daß er öffnen sollte. Er riß beide Flügel auf und trat zu ihr zurück.

Sie rang nach Luft. Ihr ganzer Körper wurde von einem Reuchen erschüttert.

Magnus nahm Elisens Hand in seine Rechte und stützte mit der Linken ihren Rücken. Da fühlte er, wie ihre schwieligen Finger die seinen umschlossen. Sie klammerten sich an ihn.

Eine lange Weile dauerte der Kampf. Endlich verebbte das Pfeifen und Stoßen des Atems. Endlich ließ die Steifheit des erstarrten Körpers nach. Auch die Züge milderten sich ein wenig und wurden ruhig.

Nun schaute die Elise wieder geradeaus. Die Hand des Magnus hielt sie noch immer.

„Sitzt,“ sagte sie, aber sie ließ ihn nicht los.

Mit dem Fuß zog er seinen Stuhl zu sich her und ließ sich nieder.

Elise suchte seine Augen. Sie dachte an den Unfall, der eben vorübergegangen war. Sie wurde wohl daran erinnert, daß sie das nicht noch manchmal aushalten werde. Oder war es ein Gedanke an das Gespräch von vorhin: Wir haben einander nichts gegeben. Ihr Blick war dunkel. Es konnte viel darin liegen. Und immer hielt sie die Hand Magnus' fest.

Er sah alles wie sie: Dass es mit ihr zu Ende ging. Die Verlassenheit, in welcher sie beide auf der Welt standen. Wie sie zusammengehört hätten und einander nicht finden könnten. Und er dachte an seine Jugend, seine Tat und seine Schuld an der Schwester. Ihr Leid und ihre Liebe, ihre Reue und ihre Ahnung des nahen großen Abschieds, alles strömte aus ihren Seelen in den langen Blick, den sie aufeinander gerichtet hielten.

Plötzlich sank dem alten Mädchen der häßliche Kopf auf die Brust.

„Bruder!“ schluchzte sie.

Es arbeitete in Magnus' Zügen. Auch ihm kamen Tränen, nur waren sie ruhiger, beherrschter.

Die Hände verbunden und doch noch immer einander fern, unfähig, die Herbheit einerseits und die Scheu andererseits völlig abzustreifen, saßen sie und weinten über das, was in ihrem Leben nicht mehr gutzumachen war.

Die blonde Berta, als sie später wiederkam, fand sie gefaßter, in einem spärlichen Gespräch begriffen.

Elise redete von ihren Habseligkeiten: „Ich lasse alles dir, Bruder. Wem sollte ich es sonst lassen?“

Es tönte nicht gütig; das Bedauern, daß sie es niemand sonst lassen konnte, klang unverhüllt hindurch.

Gegen die Nacht hin wurde der Zustand der Kranken schlimmer, die Erstickungsanfälle folgten sich rasch. Die Gemeindeschreiberin kam nach ihr zu sehen und nickte Magnus dabei nur

zu, als ob er der Stuhl sei, auf dem er saß. Schultheß dagegen, der auch sich erkundigen kam, gab ihm die Hand und war freundlich, fast untermüfig; er dachte an das Geld, das Im Ebnet hatte und noch bekam.

Die Berta blieb bei Elise, da der herbeigerufene Arzt bestätigte, daß das Ende nicht fern sei. Sie und Magnus sahen das mühsame Ningen und die letzten Augenblicke mit an und taten, was sie konnten. Der Kampf war lang, schwer und laut. Dann ging er vorüber und machte einer großen Stille Platz. Die Elise Im Ebnet war tot.

Magnus drückte die Lider mit den schwarzen Wimpern zu. Dann legten sie sie, die so lange nicht mehr hatte liegen können, zu Bett. Die Berta band ihr eine weiße Haube um, und nun lag sie in den Kissen mit einem kleinen, wachsgelben Gesicht. Die Züge waren spitz, schmal saßen die Lippen aufeinander, aber es war doch, als hätte sie sie mit einem Seufzer der Erlösung geschlossen.

Am Ende gab es für die zwei Pfleger nichts mehr zu tun. Sie spürten die lautlose Stille der Nacht und der Stube. Sie standen am Bett und sahen die herbe, schweigsame Tote an. Die Lampe gab wenig Licht. Vor den Fenstern war eine grausame und undurchdringliche Dunkelheit. Ein paar langsame Regentropfen fielen, oder dann ließ eine Dachtraufe ihr lang unterbrochenes Ta—ta—ta hören.

Das war der einzige Laut, den die Nacht hatte.

„Sie müssen sich jetzt niederlegen,“ sagte Magnus leise zu Berta.

Sie sprach ein paar schickliche Worte des Beileids und gab ihm die Hand. Dann ging sie.

Sie hatten aber beide das Gefühl, daß sie lieber den Rest der Nacht beieinander gesessen hätten und daß ohne Worte die Zeit ihnen nicht lang geworden, sondern wie etwa eine tröstliche Andacht gewesen wäre.

Am anderen Tage erledigte Magnus die Pflichten, die ihm der Todesfall auferlegte. Die Berta sah er nur flüchtig. Es gingen mehr andere Leute an ihm vorbei, und er konnte wieder zwischen denen von Gerikon Spießruten laufen.

Am zweiten Tage schritt er neben dem Gemeindeschreiber hinter dem Sarge der Schwester. Die von Gerikon gafften. Einige grüßten. Zwei, drei, die wußten, wie hablich er war, richteten nach der Gräbt sogar ein paar

Worte an ihn. Andere wieder drehten sich ab, wenn er sie ansah; die waren noch immer viel besser als er.

Er ging nach Hause, von Schultheß begleitet, der redend und erzählend ihn zu keiner Selbstbesinnung kommen ließ. Aber in der Wohnung der Schwester blieb er eine Weile sich selbst überlassen. Da kamen die Gedanken und sprachen mit ihm.

Die ersten waren bei der Toten. Er meinte in jeder Stube, die er betrat, die Schwester antreffen zu müssen. Es tat ihm weh, daß sie nicht mehr da war, und doch empfand er es wie eine Wohltat, daß das Leben der Enttäuschung, das sie geführt, nicht mehr dauerte.

Andere Gedanken gingen hinaus, weit hinaus: Wo war Lukretia? Wenn sie jetzt heimfände, jetzt gerade, da er fort war?! Es befahl ihn eine Unruhe.

Und wieder andere Gedanken galten der Berta. Er spürte erst jetzt, was sie der kranken Schwester alles getan hatte und gewesen war. Erst jetzt kam ihm eigentlich zum Bewußtsein, welch eine ruhige, kluge und furchtlose Pflegerin sie gewesen war. Und der Wert ihrer Persönlichkeit wurde ihm deutlicher als je. Die Unruhe in ihm ließ nach. Hätte er hierbleiben können! Es müßte etwas Großes sein, nur die Augen und das Herz an dem hellen und starken Mädchen zu weiden.

Dann galt es, weitere Pflichten zu erfüllen. Er mußte sich klar werden, was mit Elisens Hinterlassenschaft zu geschehen habe. Er sprach mit dem Gemeindeschreiber, bestimmte die Verwendung der Einrichtung für Wohltätigkeitszwecke, ließ Bargeld, das da war, Armen zuweisen. Für das Ladengeschäft der Verstorbenen war ein Käufer da, mit dem verhandelt werden mußte. Magnus selbst kamen Wertpapiere zu, die seinen Besitz wesentlich vergrößerten. Er packte sie ohne Freude zusammen, dachte nur, wie er ihr Ertragnis dem und jenem in Altingen, der es not hatte, zuwenden wollte.

Die Berta half ihm am dritten Tage beim Ordnen einiger Dinge, die er mitzunehmen gedachte. Sie waren wieder in der Wohnstube beisammen, und der Tag schien zu ihnen herein, der blaue Tag, der Licht und Wärme gab. Als das für die Wiederabreise Nötige besorgt war, setzten sie sich. Es war die erste Stunde, in der ihre Gedanken nicht auf anderes abgelenkt wurden, sondern sie Muße fanden, sich mit sich selber zu beschäftigen. Sie konnten nicht in der Ge-

schäftigkeit des Einpackens gleich Abschied nehmen, sondern fühlten jedes, daß sie außer über die Tote noch über nichts gesprochen hatten, was ihr Inneres bewegte. Dort stand noch der Lehnsstuhl, in welchem die Elise gestorben war. Sie aber saßen dicht am Fenster, und Bertas Haar bekam von der Sonne einen wundersam hellen Glanz:

„Jetzt werden wir uns lange nicht mehr sehen, vielleicht nie mehr,“ begann das Mädchen das Gespräch. Sie war immer diejenige, die zuerst das Schweigen überwinden mußte.

„Glauben Sie?“ fragte Magnus.

Sie erwiderte: „Sie kommen doch wohl nicht mehr nach Gerikon.“

„Führt Sie der Weg nicht einmal an meinem kleinen Gute vorbei?“ fragte er. „Die Straße ist viel begangen.“

Sie antwortete: „Das wird nicht so leicht geschehen. Ich bin hier festgewachsen, habe jetzt so meine Arbeit; Sie wissen, ich helfe in der Schule, erteile den Kindern Handarbeitsunterricht, unterstütze auch den Pfarrer bei der Armenpflege.“

„Sie denken immer noch wie früher zuerst an andere, nicht an sich. — Werden — Sie sich denn nicht verheiraten?“

Der aufrichtige Wunsch, sie glücklich zu sehen, ließ ihn so fragen. So wenig hatte er selbst je eine Hoffnung auf sie in sich getragen oder aufkommen lassen, daß er sich wunderte, warum sie noch immer allein war.

Sie schaute ein wenig zur Seite, erhob aber dann die Augen zu ihm. „Ich habe mich nicht entschließen können,“ gab sie ihm ohne Verlegenheit noch Ziererei Bescheid. „Gelegenheit hatte ich wohl, aber — ich bin vielleicht zu anspruchsvoll. Ich konnte keinem ja sagen, ob schon mir eine sorgenfreie Zukunft geboten war.“

Ihm wurde warm, denn in ihren Augen war ein so merkwürdiger Ausdruck, als wollte sie etwa sagen: Ich habe dir keine Mitteilung gemacht, und du wirst doch nicht glauben, daß ich das hinter deinem Rücken tate.

„Der Rechte wird vielleicht noch kommen,“ sagte er, nur um etwas zu sagen.

Sie zuckte die Schultern und schaute vor sich nieder.

Beide schwiegen.

Was war das nun so befreudlich! Es drängte sie etwas, als sollten sie sich die Hände geben.

Ihre Herzen klopften so laut, daß sie es bei-
nahe hören konnten.

Das Schweigen machte sie ängstlich.

Berta wechselte auf einmal das Gespräch.
„Sie haben — nichts mehr von Ihrer Frau
gehört?“ fragte sie.

„Nichts,“ antwortete er.

Die Frage brachte sogleich alle seine Sinne
zu Lukretia zurück. Das Heimweh nach ihr er-
wachte wieder. Er erzählte eifrig:

„Ich weiß nicht, wie das kommt, aber ich
habe die Gewissheit in mir, daß sie in nicht lan-
ger Zeit zurückkommen wird.“

Und nun löste sich seine Besangenheit in
dem weiten, arglosen Vertrauen, das er Berta
gegenüber stets empfand. Er sprach schnell
weiter:

„Ich habe Ihnen noch nicht so recht geschildert, wie die kleine Taube war.“

Er zeichnete hierauf Lukretias Bildnis mit
all ihrer Leichtfertigkeit und ihrem kindischen
Wesen, ihrer Verderbtheit und ihrer Zutraulich-

keit. Er sagte ihr, wie nichts an jener verwin-
derlich sei, wenn man ihre Herkunft, ihre heiße,
weltfüchtige Art nicht vergesse. Und indem er
ihr schilderte, wie er fürchte, daß sie in der Welt
eine gar schlimme Zeit haben werde, und hoffe,
sie zu trösten, wenn sie zerschlagen zurückkehre,
zeigte er, wie sehr seine Liebe zu dem fahren-
den Mädchen aus dem Mitleid geboren und aus
dem Trieb entsprungen war, für etwas sorgen,
etwas betreuen zu können. Ohne es zu wissen,
führte er der Schäzung, die Berta für ihn emp-
fand, neue Nahrung zu.

Als ihr Gespräch endete, reichte ihm das
Mädchen die Hand: „Ich wünsche Ihnen recht
viel Gutes, Herr Jim Ebnet.“

Er gab ihr den Händedruck zurück und war
fast erstaunt, daß die ihre nicht losließ. Sie
aber ging, noch immer seine Finger umspannt
haltend, bis an die Tür mit ihm, sagte: „Leben
Sie wohl!“ und trat hinaus.

Er stand ganz benommen hinter der Tür.

Bald nachher verließ er Gerikon.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen übersiegen,
sah jenseits schon das ausgespannte Tal
in Abendglut vor seinen Füßen liegen.
Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl
streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
indem er seinem Schöpfer sich befaßt.
Ihm fielen zu die matten Augenlider,
doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
der ird'schen Hülle seiner frägen Glieder.
Der Schild der Sonne ward ein Himmelsraum
zu Gottes Angesicht, das Firmament
zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
wenn seine Schwächen er vor dir bekennet.
Doch, wen ein Weib gebaßt, ein Kreuz hienieden
auch duldbend fragen muß, ich weiß es lange,
doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
Mein Kreuz ist allzuschwer, steh' ich verlange
die Last nur angemessen meiner Kraft;
ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange.“
Wie so er sprach zum Höchsten kinderhaft,
kam brausend her der Sturm und es geschah,
daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
Und wie er Boden saßt, fand er da
sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

Und eine Stimme hörk' er dröhnend hallen:
hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
zu wählen unter diesen Kreuzen allen.

Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
von einem Kreuz zum anderen umher,
sich auszuprüfen die bequem're Last.

Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
so schwer und groß war jenes andre nicht,
doch scharf von Kanten drückt' es desto mehr.

Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
dem goldenen Glanz entsprach auch das Gewicht.

Er mochte dieses heben, jenes fassen,
zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
es wollte keines, keines für ihn passen.

Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
verlor'ne Müß! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.

Und nun gewahrt er, früher übersehen,
ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
und bei dem einen blieb er endlich stehen.

Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß:
Herr, rief er, so du willst, dies Kreuz sei mein!

Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
es war dasselbe, das er sonst getragen,
wogegen er zu murren sich vermaß.

Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

Adelbert von Chamisso.